

Werk

Titel: Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853

Kollektion: Itineraria; Nordamericana

Werk Id: PPN234252782

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PID=PPN234252782> | LOG_0009

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=234252782>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

XXVIII.

Saint-Louis.

Saint-Louis war vor achtzig Jahren ein unbedeutendes Dorf, fast ausschließlich von französischen Creolen bewohnt. Pierre Laclède baute am 15. Februar 1764 die erste Blockhütte an dieser Uferstelle des Mississippi. Ihm folgten die Brüder Chouteau aus New-Orleans, die so wenig wie Laclède ernste Colonisationsabsichten hatten, sondern die Gegend bequem gelegen für die Jagd und den Pelzhandel mit den Indianern fanden. Daß an der Stelle, wo sie die ersten Bäume fällten und die ersten Lehmhütten bauten, nach weniger als einem Jahrhundert eine Stadt empornwachsen würde, an Größe, Reichthum, Handelsverkehr und Schifffahrt den geräuschvollsten und glänzendsten Handelsstädten des europäischen Festlandes ebenbürtig, das hat wohl selbst die üppigste Phantaste französischer Abenteurer nimmer geahnet. Es wäre auch sicher nicht zu einem solchen Resultate gekommen, wenn Franzosen die vor-

herrschenden Ansiedler und die Herren des Landes geblieben wären.

Die erste Ansiedelung wurde bald durch viele französische Einwanderer vom östlichen Ufer des Mississippi, namentlich aus Kaskahia, Cahokia, Fort Chartres und Vincennes, verstärkt. Die Abtretung dieser Gegenden von Frankreich an Großbritannien im Jahre 1763 hatte die Bewohner dieser Ortschaften, die sich ungern unter das englische Scepter beugten, wanderlustig gemacht. Neben dem verletzten Nationalstolz dieser Franzosen mochte das Bewußtsein, dem anglo-amerikanischen Stamme an Stärke und Tüchtigkeit nicht gewachsen zu sein, und die Ahnung ihres ökonomischen Ruins bei der Concurrenz mit einem an Thatkraft und Handelsgeist so überlegenen Volke zu jenem Entschlusse mitwirken. Trotz der unendlich günstigen Lage der Stadt, so nahe den Mündungen des Missouri und des Illinois und nicht allzu weit von der Mündung des Ohio, an einem Strome, der vor dem St. Lorenz den Vorzug größerer Fruchtbarkeit, längern Laufes und eines mildern Klima's, welches sehr selten das Treibeis des Missouri bis unterhalb St. Louis gelangen läßt, voraus hat, gelangte die Stadt in französischen Händen zu keinem blühenden Gedeihen. Im Jahre 1768 wurde sie mit der Louisiana an Spanien abgetreten. Die Bevölkerung aber blieb französisch, da

aus Spanien, das damals im Besitze der schönsten südlichen Colonien war, keine Einwanderung erfolgte. Im Jahre 1803 kam St. Louis wieder an Frankreich und wurde unmittelbar darauf mit dem ganzen untern Mississippithale von Bonaparte an die Vereinigten Staaten abgetreten*).

*) Die ausführlichsten geschichtlichen Nachrichten über die Entstehung von St. Louis enthält Riccollet's „Report“ über den obern Mississippi. Es ist diese Schrift mit etwas stark französischer Färbung geschrieben. Herrn Riccollet zufolge habe Laclède, der dem Orte den Namen gegeben, die künftige Bedeutung von St. Louis vorausgesehen und selbst in Gegenwart der Officiere vom Fort Chartres vorausgesagt. Die beiden Creolen August und Peter Chouteau bezeichnet Herr Riccollet als junge Männer von „highest intelligence“. Auf dem alten Marktplatze im westlichen Theile der Stadt sollen die ersten Blockhäuser aufgeschlagen worden sein. Am 10. October 1764 wurde die neue Niederlassung von 400 Indianern in nicht eben freundlicher Absicht besucht. Die Wilden verlangten Lebensmittel und Geschenke. Ein Theil der neuen Ansiedler war durch diesen Besuch so alarmirt, daß er den Ort verließ und stromabwärts schiffte. Inzwischen dauerte der Indianerkrieg am linken Ufer des Mississippi fort, und die Engländer hatten große Mühe, sich in den Besitz des Landes zu setzen. Die schwerste Prüfung hatte die Niederlassung am 8. Mai 1780 zu bestehen, wo ein wüthender Angriff der Indtaer nur mit Mühe zurückgeschlagen wurde. Die Spanier, welche inzwischen durch den am 21. April 1760 in New-Orleans veröffentlichten Vertrag in den Besitz der Louisiana gekom-

Erst von dieser Zeit an hob sich der Handel und die Bedeutung der Stadt, die zuvor nur von Trappers, canadischen „Reisenden“, Pelzhändlern und Indianern besucht war. Doch hatte St. Louis im Jahre 1822 noch geringe Bedeutung, und noch sechs Jahre später, als sich der gelehrte deutsche Arzt und Botaniker, Dr. Engelmann, daselbst nieder-

men, hatten erst später einige Truppen nach St. Louis geschickt. An der Vertheidigung der Colonie gegen die Indianer nahm die spanische Besatzung keinen Antheil, und zog sich in den steinernen Thurm zurück, während die französischen Ansiedler selbst zu den Waffen griffen und die anstürmenden Wilden tapfer zurückschlugen. Letztere, aus den Stämmen der Sack-, Fuchs- und Iowa-Indianer bestehend, rächten sich durch Ermordung vieler einzelner Ansiedler in der Ebene, welche nicht Zeit hatten, sich hinter die Palissaden zu flüchten. Es sollen bei dieser Gelegenheit 60 getödtet und 30 gefangen worden sein. Laclède, der Gründer von St. Louis, hatte den Unfall nicht erlebt. Er war am 20. Juni 1778 in einem kleinen Dorfe am Arkansasflusse gestorben. Sein Wohnhaus in St. Louis stand zwischen dem Markte und der Walnut-Street an der jetzigen Main-Street. Die Niederlassung St. Louis schleppte sich mit einer vorherrschend französischen Bevölkerung mühsam fort, bis ziemlich lange nach der Abtretung der Louisiana von Spanien an Napoleon und von Diesem an die Vereinigten Staaten zahlreiche Anglo-Amerikaner von Osten einwanderten und mit dem kräftigen Geiste dieses Stammes auch Handel, Verkehr und Schifffahrt, ein neues Leben an den Ufern des obern Mississippi erwachte.

keß, zählte die Stadt nicht über 10,000 Bewohner. Die obere Stadt und die ganze Reihe jener Riesengebäude an der Levée des Stromes existirten noch nicht. Die Dampfschiffverbindung zwischen St. Louis und New-Orleans war erst im Entstehen.

Im Jahre 1819 kam der erste Steamer in St. Louis an. Als Herzog Paul von Württemberg bei seiner ersten Reise den Mississippi aufwärts fahrend im Jahre 1822 St. Louis besuchte, befand sich die Dampfschiffahrt noch völlig in der Kindheit. Die Fahrpreise waren theuer, die Abfahrten selten, die Schiffe klein und unbequem. Die Schilderung, welche dieser fürstliche Gelehrte, den wir im November 1852 in St. Louis wieder trafen, von der damaligen Einrichtung und der Schiffsgesellschaft auf dem Mississippi entwirft, bietet einen ergöglichen Contrast gegen die Größe, die Schönheit und den ausgesuchten Comfort, den man gegenwärtig bei verhältnißmäßig sehr billigen Preisen auf den 2 bis 3 Stockwerk hohen Mississippi-Dampfern findet, unter welchen John Saimons, Scott, Eclipse, Illinois, Grand Turk, Schiffe, welche den größten Oceandampfern an Räumlichkeit wenig nachstehen, besonders hervorragen. Als Nicollet St. Louis im October 1841 besuchte, besaß die Stadt bereits 67 Steamers von 150 bis 800 Tonnen. Die Gesamtzahl der auf dem Mississippi und seinen Tributärflüssen laufenden

Dampfer war 300. Die Dampfschiffahrt dieses großen Stromes hat aber seitdem einen noch riesenhaftern Aufschwung genommen, und zu Ende des Jahres 1852, als wir von St. Louis nach New-Orleans, eine Strecke von über 1200 engl. Meilen, abwärts fuhren, wurde der Mississippi mit seinen Seitenflüssen von nicht weniger als 841 Dampfschiffen befahren, neben welchen noch eine bedeutende Zahl von Flatboats die gewöhnliche Reise stromabwärts machte. Wir erreichten St. Louis am 4. November bei heiterem Sonnenschein. Mehr als der Anblick der Stadt überraschte uns die imposante Reihe der Riesendampfer, deren eiserne Schloten wie Säulen hoch in die Luft ragten. Es lagen nicht weniger als 93 Steamers dem hohen steinernen Kai des Stromes entlang.

St. Louis, das große Emporium des Westens, dessen gegenwärtiger Zustand und Reichthum noch in keinem Verhältnisse zu seiner glänzenden Zukunft steht, ist bereits von so vielen Reisenden besucht und beschrieben worden, daß wir eine ausführliche Schilderung füglich unterlassen können. Die Stadt liegt unter $38^{\circ} 37' 28''$ n. Br. und $19^{\circ} 15' 39''$ w. L. am rechten Ufer des Mississippi, 382' über dem Spiegel des mexikanischen Golfs nach der Berechnung von Nicollet. Ihre Entfernung von Baltze an der Mündung dieses Stromes beträgt 1390, von New-

Orleans 1286 engl. Meilen. Sie steht auf einem Lehmgrunde der Alluvialbildung, unter welchem der Kohlenkalkstein an aufgeschlossenen Stellen zu Tage tritt. Das Terrain ist nicht völlig flach, sondern erhebt sich landeinwärts bis zum großen Plage, in dessen Mitte das neue Courthouse steht. Der tiefer gelegene Stadttheil, der dem Stromufer entlang sich ausdehnt, ist den Ueberschwemmungen stark ausgesetzt. Eine der furchtbarsten war die zweimal wiederkehrende große Fluth vom Jahre 1844. Die Mündung des Missouri, der im Frühjahre, wo der Schnee auf den Hochebenen schmilzt, dem Mississippi das meiste Wasser' zuführt, liegt nur 18 Meilen oberhalb der Stadt. Der wilde Steppenfluß, dessen Wiege die Rocky-Mountains, führt die meisten Baumstämme mit sich, welche die Schifffahrt so gefährlich machen. In den Wintermonaten wälzt er zuweilen bedeutende Massen von Treibeis hinab, welche die Schifffahrt auf einige Wochen unterbrechen.

Die Hauptstraßen der Stadt mit hohen, stattlichen Häusern, meist von rothen Backsteinen, laufen parallel mit dem Flusse. Die schönsten Gebäude an den Quais und in den 4 unteren Straßen zwischen dem Mississippi und dem großen Plage sind erst seit dem letzten großen Brande entstanden. Von Schönheitsfinn und Liebe zur architektonischen Abwechslung ist an den stattlichen Häusern dieser Stadt so wenig

zu sehen, wie in allen übrigen großen Städten der Union, besonders im Westen. Dem Räumlichen, Nützlichen und Bequemen muß hier überall das Schöne weichen. Die Häuser sind im Allgemeinen neben ihrer Größe auch sauber und heiter, aber höchst einförmig. Unter den Kirchen ist nicht eine, deren Ganzes einigen Anspruch auf Schönheit macht, und das stattlichste und günstigst gelegene Gebäude der Stadt, das neue Courthouse im Centrum des großen Platzes an der höchsten Stelle der Uferhöhe, macht mit seiner plumpen mißgestalteten Kuppel sogar einen durchaus unschönen, widerwärtigen Eindruck.

Nichts ist contrastirender, als der Charakter der Bauart und das Leben in den neuen Städten Nordamerika's und in den alten Städten Italiens. In Italien schimmert der Kunst- und Schönheitsfinn, welcher zur Zeit, als seine Städte zu Macht und Blüthe gelangten, ein durchaus vorherrschender Charakterzug ihrer damaligen Beherrscher wie ihrer Bevölkerung war, durch den ganzen Charakter der Bauwerke. Es sind herrliche Monumente darunter, welche bis in unsere jüngsten Tage Tausende von Besuchern anziehen und mit so manchen traurigen Seiten, die das italienische Leben und die geselligen Zustände eines tief gesunkenen Volkes darbieten, einigermaßen versöhnen. Großartig und herrlich zeigt sich der alte Kunstfinn nicht nur in Florenz und

Benedig, den einstigen Hauptstädten blühender und mächtiger Republiken, sondern auch in minder berühmten Städten, wie Brescia, Siena, Pisa, wo noch heute der Besucher nicht müde wird, über die Zahl und Schönheit jener mittelalterlichen Denkmäler, der Zeugen der alten Blüthe, zu staunen und über die versumpften Zustände der Gegenwart trübe Stossen zu machen. Die Bevölkerung im Allgemeinen findet sich mit ächt italienischem Humor und Leichtsinne in der Gegenwart zurecht, ohne elegische Klagen über den Wechsel der Zeiten anzustellen, die sie dem Dichter, dem Gelehrten, dem Gebildeten überläßt, deren Zahl gerade in Italien eine verhältnißmäßig so kleine ist. Mit der politischen Macht, Freiheit und Selbstständigkeit sind Handel, Industrie und Wohlhabenheit von Italien weggezogen. Die Masse des Volks ist arm und hungrig in einem der fruchtbarsten Länder der Erde, das rings von Meeren umgeben ist, und von der Natur zu einem handeltreibenden, reichen und glücklichen Volke bestimmt war.

In den großen Städten Amerika's fehlen mit den alten historischen Erinnerungen auch die edlen Werke der Baukunst, die Anmuth und der Schönheitssinn, der so lange ein Hauptcharakterzug Italiens und der Italiener war. Es entstehen und gedeihen hier die Städte nur an Punkten, die dem

Handel und der Niederlassung von Farmern con-
 necten. Auf malerische Lage wird keine Rücksicht ge-
 nommen. Die ersten entstehenden Gebäude sind Block-
 häuser, welche bei zunehmendem Wohlstande der Co-
 lonisten in steinerne Wohnhäuser sich verwandeln.
 Dann folgen Magazine und Gasthäuser, und nach
 ihnen kommen Kirchen und Schulhäuser, bei deren
 Erbauung stets nur die Rücksichten des Bedürfnisses
 oder der Bequemlichkeit vorwalten. Die Wohnhäu-
 ser amerikanischer Kaufleute und wohlhabender Grund-
 besitzer sind in der Regel gefällig und freundlich
 von außen, oft mit breiten luftigen Veranda's oder
 Galerien eingefast. Im Innern fehlen nicht die
 Kamine, die schönen Teppiche, reinliche Meubles,
 brette Betten, Spiegel und Schaukelstühle, aber nach
 schönen Gemälden, nach Kupferstichen von Werth,
 nach antiken Vasen oder nach irgend anderen wahren
 Kunstgegenständen wird man sich vergeblich umsehen.
 Von jenem soliden Luxus, welchen die Paläste und
 Wohnhäuser italienischer Nobili, z. B. in Mailand
 oder Venedig, darbieten, ist hier keine Spur, obwohl
 es viele Tausend Yankee's giebt, die eben so gut,
 wie die Vorfahren der heute meist verarmten Adels-
 geschlechter Venedigs oder Genua's, die Mittel hät-
 ten, sich Marmorpaläste zu bauen, und Maler und
 Bildhauer zu beschäftigen. Das liegt nicht im Geiste
 der Yankee's, die ihr Geld lieber in Schiffe oder

Fabriken und in andere gewinnbringende Speculationen stecken. Dem Charakter und ganzen Wesen dieses Volkes ist nichts ferner als die Armuth, und der Mangel derselben giebt sich überall auch im äußern Gepräge der amerikanischen Städte kund, die aber dafür auch gewaltig groß, reich und blühend werden, und ihre höchste Glanzperiode noch vor sich haben, dabei des höchsten Maßes politischer Freiheit und Gleichheit genießen, während die Glanzstädte Italiens dahin welken, die stolzen Marmorpaläste, die alten Denkmäler mehr und mehr verfallen und veröden, das hungernde Volk von dem Almosen der reichen Engländer lebt, und keine Aussicht auf eine heitere und schönere Zukunft es für Schmach und Knechtschaft der Gegenwart tröstet.

St. Louis ist nur für Leute, welche Geschäfte machen und viel Geld verdienen, ein leidlicher Bohnsitz. Wer hier nicht seinen ökonomischen Vortheil findet, hält es nicht lange aus. Das Klima ist noch widerwärtiger als ungesund. Im Sommer eine Hitze, fast ärger und drückender als in New-Orleans, und der Thermometer steht in den Monaten Juli und August zwischen 85 und 95° F., ja steigt selbst bis 105° in den Nachmittagsstunden. Böartige Fieber stellen sich regelmäßig mit der Hitze von Ende Juli bis Ende September ein. Im Winter ist die Kälte fast noch empfindlicher. Schon am 7. November

waren alle Lachen gefroren, und man fröstelte selbst vor dem Kohlenfeuer des Kamins. Der Thermometer fällt im Januar und Februar häufig bis unter 20° Réaumur. Im Sommer lagert sich über der Stadt eine schwere drückende Atmosphäre, im Winter entgeht man nirgends dem widerlichen Geruche des Kohlendunstes. Der Landschaftscharakter der Umgebung gewährt keinen Trost. Die Wechselfieber herrschen auch unter den Farmerfamilien fast allgemein. Die vielen Erdfälle, deren Höhlungen mit stagnirendem Wasser gefüllt sind, tragen im Sommer nicht wenig bei, den bössartigen Charakter des Klima's zu erhöhen.

Nach der letzten Zählung zu Anfang des Jahres 1853 hatte St. Louis nahebei 100,000 Einwohner, während der Census von 1850 nur 77,860 angiebt. Der englisch redende Theil, nämlich Amerikaner und Irländer, bilden davon zwei Drittheile. Die Zahl der deutschen Bevölkerung wird über 25,000 geschätzt. Der französisch-redende Theil der Einwohner, einst der zahlreichste und herrschende, nimmt verhältnißmäßig mehr ab und verarmt, wie in allen Gegenden des Mississippihales. Der untüchtige und verkommene Charakter der französischen Bevölkerung ist in den Vereinigten Staaten noch weit augenfälliger und geht einem ungleich raschern Verfall entgegen, als in Unter-Canada, wo er wenigstens an

Zahl beträchtlicher zugenommen hat und noch in dichter Masse beisammenwohnt.

Dr. Engelmann, der bekannte gelehrte Arzt und Naturforscher, welcher St. Louis seit 22 Jahren bewohnt, versicherte uns, daß zur Zeit seiner Ankunft St. Louis nicht über 8000 Bewohner gehabt, die meist französisch sprachen. Von allen den Riesengebäuden, welche heute die Levée am Mississippi zieren, existirte noch keines. Aehnliche Bemerkungen über die ungeheure Metamorphose, welche die letzten Jahrzehende an diesem Strande vollbracht, hörten wir aus dem Munde des Prinzen Paul von Württemberg, dessen erster Besuch in St. Louis 30 Jahre zurückdatirt. Wer damals ein paar Tausend Acres an Grundstücken gekauft hätte, die mit 3 bis 4 Dollars pr. Acre bezahlt wurden, wäre heute reicher als sämtliche Barone von Rothschild. In den 4 Straßen zwischen der Water-Street und dem großen Plage kostet hier durchschnittlich 1 Fuß Front 800 bis 1000 Dollars, und selbst in den entlegensten Stadttheilen und in der Umgegend von 12 Meilen vom Courthouse ist der geringste Preis 12 Dollars für den Fuß des Grundes. In den besuchtesten Stadttheilen beträgt die jährliche Miethe eines Kaufladens 4000 bis 6000 Dollars.

Handel und Gelderwerb verschlingen in dieser gewaltig aufstrebenden jungen Riesenstadt natürlich

alle übrigen Interessen. Doch giebt es auch einige wissenschaftliche Anstalten, an welchen sich die reichen Amerikaner wenigstens mit Geldbeiträgen willig betheiligen, wenn sie auch sonst keine thätige Theilnahme daran kundgeben. Eine recht hübsche Bibliothek von 8389 Bänden, worunter auch manche sehr kostspielige wissenschaftliche Werke, z. B. Audubon's Naturgeschichte der Säugethiere und Vögel Nordamerika's, fanden wir in der Mercantile Library, welche seit 7 Jahren durch Privatbeiträge gegründet ist und noch eine bedeutende Erweiterung erhalten soll. Der Jahresbeitrag beträgt 5 Dollars. Wer die Summe von 50 Dollars hinterlegt, bleibt lebenslängliches Mitglied. Einzelne reiche Privatmänner beeilten sich, diese sehr nützliche Anstalt noch mit besonderen Gaben zu beschenken. Der gegenwärtige Bibliothekar, Dr. Curtis, ist ein freundlicher und lebenswürdiger Amerikaner, der uns auf die zukommendste Weise empfing und die tägliche Benutzung der schönen Anstalt uns zur freien Verfügung stellte. Wie in allen öffentlichen und Privatinstitutionen Nordamerika's herrscht hier ein unbegrenztes Vertrauen und eine überraschende Ungenirtheit. Jeder Besucher öffnet selbst die Schränke und nimmt die Bücher nach Belieben heraus, ohne daß man nöthig hätte, ihm auf Finger und Taschen zu sehen, wie es in

allen Lehr- und Leseanstalten Deutschlands löblicher Brauch ist.

Auch das Jesuitencollegium besuchten wir, und wurden von dessen Vorstande, dem hochwürdigen Pater Smet, einem Manne von freundlichen und angenehmen Umgangsformen, der große Reisen gemacht hat, lange Jahre unter den Indianern des Oregongebietes und der Rocky-Mountains verweilte, und reiche Lebenserfahrungen und Menschenkenntniß sich angeeignet hatte, artig und freundlich empfangen. Er erzählte uns viele Episoden aus seinem Leben unter den Indianerstämmen, und machte uns auch recht schätzbare Mittheilungen über die religiösen Begriffe und Sagen der verschiedenen Stämme. Auch über die Verhältnisse seines Ordens in diesem Lande gab uns der gefällige Mann bereitwillige Auskunft. Die Väter der Gesellschaft Jesu sind in St. Louis seit 1828 etablirt, und zählen daselbst 10 Priester und 10 Laien mit 250 Zöglingen. Im Oregongebiete haben die Jesuiten 10 Missionsposten, in den Vereinigten Staaten bestehen zusammen 18 Jesuitencollegien. Sie sind, wie die Geistlichen anderer Kirchen, abgabefrei, und die seit fünf Jahren ansässigen und nationalisirten Jesuiten haben auch das Recht des Abstimmens bei allen öffentlichen Wahlen, sollen aber selten davon Gebrauch machen. Ihr Vermögen nimmt hier, wie überall, durch Schen-

kungen und Vermächtnisse bedeutend zu. Nach der Schätzung des Vater Smet ist ein Drittheil der Bewohner von St. Louis und ein Zehnthheil der Bevölkerung des Staates Missouri katholisch. Irländer und Deutsche bilden die Mehrzahl. An dem Schulunterrichte der Jesuiten sollen auch manche Kinder protestantischer Eltern Theil nehmen.

Von anderen wissenschaftlichen Anstalten erwähnen wir noch des medicinischen Collegiums von Mc. Dowell, welches dieser reiche Arzt aus eigenen Mitteln erbaut und ausgestattet hat. Es enthält eine ziemlich hübsche Präparatensammlung, Amphitheater, Bibliothek u. s. w. Der medicinische Course wird während der 4 Wintermonate gehalten und innerhalb 2 Jahren beendigt. Jeder Wintercourse kostet 110 Dollars. Ein zweites medicinisches Collegium wurde von D. Bove gegründet, soll aber minder gut geleitet sein. Calomel, Opium, Chinin und Ricinusöl sind hier die gangbarsten Arzneien. Es giebt in St. Louis auch eine Classe von Aerzten, welche man Botanic Physicians nennt, und die ihre Kranken ausschließlich mit vegetabilischen Arzneien behandeln, zugleich auch das kalte Wasser und die Schwitzcur nicht ungern anwenden. Mit allerlei Hausmitteln und Universalmitteln wird hier zugleich derselbe Humbug getrieben, wie in New-York, Cincinnati und in allen großen Städten der Union.

Unter den verschiedenen öffentlichen Gebäuden, die wir besuchten, verdient auch das Arsenal einer kurzen Erwähnung, obwohl derartige Waffenvorrathshäuser in Amerika mit den europäischen an Größe und Ausstattung gar nicht vergleichbar sind. Das Arsenal von St. Louis ist gleichwohl ein ziemlich geräumiges Gebäude, bedeckt einen Flächenraum von 38 Acres, und enthält einen Vorrath von 45,000 Gewehren, die nicht, wie in Europa, prunthast aufgestellt, sondern in Kisten verpackt liegen. Die ganze Besatzung bestand aus 20 Mann, und ein einziger Soldat stand als Wache unterm Gewehr. Im Vorhof sahen wir Geschützkegel aller Caliber aufgehäuft, von 10 bis 90 Pfund. Merkwürdig ist eine Maschine zum Guß der Flintenkegel, welche täglich 128,000 Stück liefert.

Schöne Gebäude besigen die Freimaurer und die Odd-Fellows, die hier wie allenthalben der gesellschaftlichen Vortheile wegen zahlreiche Mitglieder zählen. Wir wohnten am 6. November einer großen öffentlichen Feier der Freimaurer bei. Es war der Jahrestag der Aufnahme Washington's in die Gesellschaft der Maurer vor gerade 100 Jahren. Mit gestickten oder bemalten Schurzellen und sonstigen Insignien zogen die Maurer paarweise brüderlich Arm in Arm mit Musikbänden, Fahnen und Sinnsprüchen. Es waren auch viele Deutsche dar-

unter. Die Feier endigte, wie gewöhnlich, mit einem kräftigen Schmause. Die deutschen Arbeiter in St. Louis haben unter dem Vortritt von Journalisten und Literaten verschiedenartige wiederholte Versuche gemacht, Brüdergesellschaften mit socialistischen Tendenzen zu gründen. Anfangs hatte die Sache hier wie anderwärts großen Anklang. Der Verein für freie Männer mit socialistischer und atheïstischer Färbung fand starken Anklang. Es wurde ein Gebäude zur Versammlungshalle gekauft, Turnplatz und Schule damit verbunden. An Sonntagen wurden Vorträge über gemeinnützige Gegenstände gehalten. Der bekannte Börnstein, Redacteur und Eigenthümer des Anzeigers des Westens, der das verbreitetste deutsche Blatt im Staate Missouri ist und eine Auflage von 4500 hat, war einer der thätigsten Gründer und Theilnehmer des Vereins. Doch die Sache scheiterte bald an der Zwietracht und der Zerrissenheit, welche die Deutschen überall hin in die Ferne begleitet und von allen Reisebeschreibern in diesem Lande, am kräftigsten von Franz Löhrl in ihrer vollen Trostlosigkeit geschildert werden. Es bildeten sich unter den freien Männern zwei Fractionen, die sich mit Feder und Zunge in Zeitungen und Wirthshäusern auf das wüthendste bekämpften. Die Rohheit und Gemeinheit, welche bei dieser Gelegenheit beiderseits entfaltet wurde, fand

vielleicht nicht einmal unter den Deutschen Cincinnati's ihres Gleichen, was viel sagen will. Herr Börnstein und sein Freund Preusner wurden zuletzt von zwei deutschen Negären, deren Ehemänner gleichfalls zu jener Gesellschaft gehörten, mit Kuhhautpeitschen auf offener Straße angefallen und mißhandelt. Der Skandal wurde so arg, daß zuletzt selbst die englisch-amerikanischen Blätter, die sich sonst um die Deutschen wenig kümmern, Notiz von der Sache nahmen. Trotz aller dieser Anfechtungen soll Herr Börnstein lucrative Geschäfte machen. Er ist nicht nur Verleger, Redacteur und Drucker seines Blattes, sondern hält in demselben Local noch eine Bier- und Speisewirthschaft, hat einen Saal zu öffentlichen Vorträgen für die neue Gesellschaft der „Concordia“ eingerichtet, hielt zur Zeit unseres Aufenthaltes Vorträge über die Emancipation der Frauen, versuchte sich auch hier und da wieder in seinem alten Metier als Schauspieler, und trat mit seiner Frau in verschiedenen Lustspielen mit großem Beifall auf. Der Vielseitigkeit seines Talentes und Wirkungskreises gegenüber konnten selbst die gewandten Yankee's nicht umhin einzugestehen, daß Herr Börnstein ein „smart man“ sei, — das beste Ehrenprädicat im Yankeelande.

Wenige Tage vor unserer Abreise von St. Louis hatten wir auch noch Gelegenheit, einem Gottes-

dienste der Mormonengemeinde beizuwohnen. Dieselbe hält hier unangefochten ihre öffentlichen Versammlungen und besteht aus sehr verschiedenen Nationalitäten: Schotten, Engländer, Amerikaner die Mehrzahl, auch Deutsche, aber keine Franzosen, soviel wir hörten. In dem Gottesdienste war nichts besonders Merkwürdiges. Junge Männer sangen einen Choral. Wer Lust zu reden hatte, hielt einen Vortrag. Der eifrigste unter den verschiedenen Wortführern vertheidigte die Religion und die Gemeinde der Mormonen gegen die vielen „ungerechten Vorwürfe“, welche „die Welt“ wider sie gerichtet. Junge Männer sammelten darauf die frommen Gaben. Gleich nach beendigter Predigt empfahlen sich einige neu eingetretene Mitglieder der Secte als Schneider und Hutmacher ihren geliebten Glaubensbrüdern zu wohlgeleiteter Erinnerung. Das war doch ein Beweis, daß die Mormonen praktische Leute sind, die business von ihrem Gottesdienste nicht ausschließen und inmitten ihres andächtigen Dranges und ihrer frommen Gedanken auch ihre ökonomischen Zwecke zu fördern wissen. Es waren mehr Frauen und Mädchen als Männer anwesend. Am Schluffe des Gottesdienstes stellten wir uns an die Thür des Saales, und ließen die Hinausgehenden gleichsam Revue passiren. Wir hatten unter den Mormonen auffallende Physiognomien, viele stiere Blicke, bleiche und schwärme-

rische Gesichter zu sehen erwartet. Zu unserer Verwunderung bemerkten wir das gerade Gegentheil. Die Leute sahen wie andere Menschenkinder aus. Es gab dicke und magere Gestalten, blühenden und erdfahlen Teint, hübsche und häßliche Gesichter, feine Näschen und dicke Blumpnasen. Im Ganzen erschien uns die Gemeinde recht alltäglich und gar nicht so mormonenhaft, wie sie uns die Einbildungskraft gemalt hatte.